



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Simon, Hans O.: Maurice Barrè und die Kriegsgefangenen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Danke das Dollarverdiensten stets in erster Linie Berücksichtigung verlangen. Zunächst aber hat die englische Schifffahrt erheblichen Vorteil von der Alkoholfreischafft der Amerikaner.

Von den beiden berühmten Riesendampfern der Gapag, „Imperator“ und „Vaterland“, haben sich den ersteren die Engländer, den letzteren die Vereinigten Staaten angeeignet. Was man von ihren Leistungen unter der neuen Flagge vernimmt, kann allerdings uns Deutsche mit Vertrauen erfüllen, daß unsere Tüchtigkeit uns wieder in die Höhe bringen muß und wird. Wie nämlich der Syndikus der Hamburg-Amerika-Linie Dr. Hasselmann in einem Berliner Vortrag vor der Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft am 13. Februar dieses Jahres mitteilte, hat der „Imperator“ für seine erste Reise von England nach den Vereinigten Staaten unter britischer Flagge nicht weniger als 13 Tage benötigt, während er ebendem unter deutscher die Fahrt in nur 4 Tagen zurücklegte! Eine derartige Nachricht läßt hoffen, daß der deutsche Mitbewerber zur See doch noch nicht für immer ausgeschaltet sein wird.

Zur gleichen Hoffnung berechtigt die soeben bekannt werdende Meldung, daß die Hamburg-Amerika-Linie und nach ihr anscheinend auch schon der Norddeutsche Lloyd ihre Organisationen amerikanischen Schifffahrtsunternehmungen zur Verfügung gestellt haben. Diese geradezu sensationelle Meldung stellt unzweifelhaft eines der großartigsten Ereignisse in der Geschichte des Welt-Needereiwesens überhaupt dar und ist zugleich ein politischer Vorgang ersten Ranges, dessen Würdigung aber im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen würde.



Maurice Barrès und die Kriegsgefangenen

Von Dr. Hans O. Simon



Die Heimkehr der deutschen Kriegsgefangenen ist von den französischen Zeitungen im allgemeinen mit Bemerkungen begleitet worden, die auf der üblichen Höhe der Boulevardpresse-Leistungen standen. Es lohnt sich nicht, ein Wort darüber zu verlieren. Ein paar rühmliche Ausnahmen — verständnisvolle Beobachtungen in *L'éryz* „Deuvre“ und ein wenig Teilnahme in der „Humanité“ — ändern kaum etwas an dem Gesamteindruck, daß die Pariser Journalistik auch bei dieser Gelegenheit mehr Wig als Verstand und mehr Hohn als Herz entwickelt hat. Indes darf ein Aufsatz doch nähere Achtung und größere Beachtung beanspruchen: der des „Echo de Paris“ vom 8. März. Hier wird die gewiß auch für uns wichtige Frage aufgeworfen, in welcher Stimmung und mit welcher Gesinnung wir aus der Gefangenschaft heimkehren, und der sie zu beantworten sucht, ist Maurice Barrès von der Akademie. Barrès ragt über den Durchschnitt der „Unsterblichen“ hervor; er ist ein selbständiger Denker, der den Ernst des Gelehrten mit seltener Meisterung der Form verbindet, einer der wenigen Charakterköpfe der französischen Deputiertenkammer, ein bestechender Redner, und als Präsident der stark chauvi-

nistisch angehauchten Patriotenliga wie als Abgeordneter der Rechten und als bedeutendster Mitarbeiter des nationalistischen „Echo de Paris“ einer von denen, auf den nicht nur seine näheren Anhänger hören. Schon um deswillen darf man sich seine Ausführungen ansehen.

Barrès hat sich bei einem jungen Jägerhauptmann, dem Sohne des Deputierten Engerand, über die Stimmung der Heimkehrer erkundigt. Herr Roland Engerand, der eine Kriegsgefangenen-Kompagnie im Wiederaufbauggebiet an der Mosne geführt und einen tausend Mann umfassenden Heimkehrertransport geleitet hat, erzählt nun folgendes:

„Die 1035 Deutschen, die ich heimführen sollte, traten am Morgen ihrer Abfahrt am Bahnhof tabellos an, in unvergleichlichem „Stillgestanden!“ ausgerichtet, die Hacken zusammengerissen, Hände an der Hosennaht, den Blick achtungsvoll in die Augen des französischen Kommandanten gerichtet, der ihre Verladung leitete. Und tags darauf sind dieselben Leute bei der Ankunft in Mannheim jammervoll an dem sie empfangenden und von zwei gescheiterten Leutnants flankierten stolzen deutschen Oberst vorbeigezogen. Sie zogen vorbei mit den Händen in der Tasche, mit der Pfeife im Mund, und viele von ihnen drehten ihrem Vorgesetzten den Rücken. — Sie können mir glauben, daß der eine böse Frage schnitt . . . Ja, sie sind schlecht auf ihre Offiziere zu sprechen, außer allenfalls auf Hindenburg, von dem sie sagen, daß er der erste sei, der sich um den deutschen Soldaten gekümmert habe. Was ich Ihnen im ganzen mit diesen Bildern zeigen will: sie sind vorgesetztenfeindlich, aber nicht antimilitaristisch. Sie bleiben sehr stark militärisch.

Auf der ganzen Fahrt blieb im Zuge alles stumm und eifrig. Vom Überfahren der Grenze bis zur Ankunft am Bestimmungsort wartete ich vergeblich auf die Kundgebungen, von denen ich geglaubt hatte, daß sie ihren Freudenrausch über die Heimkehr bekunden würden. Am ersten Bahnhof der neuen Grenze, in Saarbrücken, wo wir gegen Mitternacht ankamen, warteten ein paar Schwestern auf dem Bahnsteig, um sie zu bewillkommen. Als der Zug einfuhr, hob eine von ihnen die Arme und rief: „Ihr seid in Deutschland! Ihr seid im Vaterland! Hurra!“ Kein Ruf antwortete. Und doch waren Köpfe an fast allen Fenstern . . . Und so war's bis Mannheim . . . Langsames Winken der Taschentücher antwortete auf die Grüße . . . sonst nichts . . . Sogar bei der Ankunft auf der Endstation, wo eine Musikkapelle und ein paar Hundert Badener warteten, erklang kein Zuruf von ihren Lippen auf das Jauchzen, das sie empfing. Und übrigens streckten die, die ihre Arme ausstreckten, sie nicht aus, um sie zu umarmen, sondern um sie um das schöne französische Weißbrot zu bitten, das sie abends zuvor empfangen und von dem sie dicke Stücke aufbewahrt hatten. Und dies ungewöhnliche Schauspiel wiederholte sich hundertmal: Kriegsgefangene reichten ihr Brot den freien Bürgern, die sie erwarteten.

Ich habe bei uns gelesen und sagen hören, daß diese Deutschen Gefühle der Zuneigung zu Frankreich nach Hause mitbringen würden. Nein, bei Gott nicht! Ich habe sie gesehen und versichere, daß sie mit einem starken und dumpfen Haß zurückgekommen sind. Sie erheben gegen uns die Anklage, sie ungerechterweise festgehalten zu haben, und wollen anscheinend nicht glauben, daß ihre Regierung durch ihre Weigerungen und Unaufrichtigkeiten diese Maß-

nahme erforderlich gemacht hat. Sie sind uns böse darüber und werden sich zu rächen suchen.

Und doch war ihr Leben in Frankreich seit dem Waffenstillstand angenehm, sehr angenehm. Als Herr Clemenceau in einer seiner Notizen versicherte, daß sie menschlich behandelt würden, hat er einen recht schwachen Ausdruck in Hinblick auf ihre Verpflegung, ihre Unterkunft, ihre Freiheit — ja wohl, ihre Freiheit — gewählt.“

Herr Engerand erzählt dann dem Leser von unserer reichhaltigen und vorzüglichen Verpflegung, um die uns manche französische Arbeiterfamilie beneiden könnte, von unserer Unterbringung, wie er sie ähnlich den französischen Soldaten wünschen möchte, und von unserer Freiheit, die er als nahezu unbegrenzt hinzustellen sucht. Diese Bemerkungen macht sich Barrès zu eigen und fährt dann fort:

„Diese deutschen Gefangenen haben keinerlei Grund, uns zu hassen. Sie hassen uns trotzdem. Außer vielleicht den Rheinländern, die sich mehr zu einer Anpassung an Frankreich eignen und die, wenn man sie meinem so oft geäußerten Wunsch gemäß früher entlassen hätte, im besetzten Gebiet eine wahrhaft franzosenfreundliche Aktion hätten ausüben können.

Nur wenige Tage vor ihren rechtsrheinischen Landsleuten entlassen, haben die Rheinländer diese zu bescheidene Vergünstigung wenig gewürdigt. Und trotzdem traten zwei Tage nach ihrer Heimkehr siebzehn von diesen Gefangenen, siebentausend von den Tausend, die Engerand heimgeleitet hatte, freiwillig in unsere Fremdenlegion ein. Und diese siebzehn waren alle Rheinländer. Ist das keine schöne Zahl? Kaum nach Hause zurückgekehrt, wollen sie wieder zu uns kommen und sich bei uns niederlassen. Sie kommen durch die hohe, offene Pforte. Aber die anderen?

Die anderen? Sie verabscheuen uns. Sie kommen zu den heimischen Penaten zurück, aufgebracht gegen ihre Regierenden, die seit dem Waffenstillstand nicht den genügenden Willen zu ihrer Heimkehr zu haben vermochten; erbittert gegen ihre Offiziere — denn sie sind sich über das herzliche Verhältnis klar geworden, das zwischen den Vorgesetzten und Mannschaften bei uns herrscht, und haben voll Bitterkeit ihre hündische Disziplin mit unserer verglichen; unzufrieden mit all ihren Landsleuten, weil die öffentliche Meinung nicht kraftvoll genug zu ihren Gunsten gedrängt hat, und weil man anscheinend gar nicht gemerkt hatte, daß sie noch nicht wieder da waren. Kurzum, sie kehren heim, die Seele mit revolutionärer Gärung vergiftet. Aber täuschen wir uns nicht; die germanische Masse wird sie bald beruhigt und zur Disziplin gebracht haben. Erblich und gewohnheitsmäßig beugen sie sich jähem Winken, leben herdenweise und werden schnell wieder in die große soziale Maschine eingegliedert, schnell wieder assimiliert sein. Entrüstet über Frankreich, das sie so lange festhielt, werden sie wie ganz Deutschland auf jede etwaige Schwäche und Uneinigkeit bei uns lauern.“

Herrn Barrès glaubte ich antworten zu sollen. War Herr Engerand einige Wochen mit Kriegsgefangenen in Fühlung und hatte vierhundert von ihnen in einem Lager kennen gelernt, so leitete ich meine Aktivlegitimation daraus her daß ich vierundvierzig Monate in zweiundzwanzig Lagern und Kommandos mit vielen Tausenden von Leidensgefährten drüben verbracht hatte. So richtete ich denn einen Brief an Herrn Barrès, der in deutscher Übersetzung lautet:

Herr Deputierter!

Mit lebhaftestem Interesse habe ich die Bemerkungen des Herrn Roland Engerand und Ihre eigenen im „ECHO de Paris“ vom 8. März gelesen. Erlauben Sie einem ehemaligen Kriegsgefangenen, sie zu ergänzen. Denn Ihr Aufsatz verallgemeinert anscheinend zu Unrecht die Eindrücke eines einzelnen, deren Richtigkeit ich nicht anzweifle, die aber trotzdem in krassem Widerspruch zu meinen eigenen Erfahrungen und denen der überwältigenden Mehrheit meiner Kameraden stehen.

Ich will nicht von der Verpflegung sprechen, die in den meisten Lagern, Arbeitskommandos und Gefangenensompagnien nicht genügte. Ich beschränke mich darauf zu versichern, daß ich niemals die von Herrn Engerand angeführten Rationen erhalten habe und daß mir niemals außer der Lagerverpflegung ein Finbiß vom Unternehmer angeboten wurde. (Nur einmal, in Blanchez-les-Mines, bot mir ein französischer Dolmetscher ein Glas Bier an: er wurde bestraft und abgesetzt. Auf demselben Kommando wurde mir freilich besondere Verpflegung angeboten; aber es versteht sich von selbst, daß ein deutscher Unteroffizier auf derartige Vergünstigungen verzichtet, die man den mitgefangenen Mannschaften verweigert.) Die Zahl meiner in Marokko, in Korsika, in Candor, in Orléans, in den Lazaretten ihren Entbehrungen erlegenen Kameraden spricht deutlich genug; möge doch der Kriegsgefangenen dienst Ihres Kriegsministeriums sie der Öffentlichkeit übergeben!

Ich spreche auch nicht von der Unterkunft. Es genügt, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß 1916 die Verdun-Gefangenen in Souilly auf blankem Boden unter freiem Himmel ohne Stroh und ohne Decken liegen mußten; und daß noch 1919 in Candor, in Sargicourt (Somme) und an anderen Orten selbst mitten im Winter keine Baracken vorhanden waren.

Aber sprechen will ich von der Behandlung. Das ist die Kernfrage. Denn die erlittene Behandlung erklärt die Gefühle der Kriegsgefangenen gegen Ihr Land. So hören Sie: Diese Behandlung widersprach dem Völkerrecht und den getroffenen Vereinbarungen; sie widersprach ebenso sehr den Gesetzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit.

Artikel 4 des Haager Abkommens zum Beispiel verlangt die Achtung vor dem Privateigentum. Nun erbieten sich 90 Prozent der Gefangenen zum Eide, daß sie unmittelbar nach der Gefangennahme ausgeplündert worden sind; man stahl ihnen Uhren, Geld, Gegenstände aller Art, ohne daß die Offiziere eingeschritten wären. Sogar im Inneren Frankreichs beschlagnahmte man meine Wäsche (in La Vande), Samaschen und Rucksäcke (Romorantin, Ruelle Romans), Geld (Créches, Guerbigny, Faverolles).

Artikel 5 wurde während unserer ganzen Gefangenschaft verletzt und wird es heute noch.

Dasselbe gilt für Artikel 6. Viele Gefangene — beispielweise die Tausende, die Monate hinter der Verdun-Front verbracht haben — wurden zu Arbeiten gezwungen, die dieser Artikel verbietet. Kameraden, die, entsprechend dem Abkommen und ihrer Soldatenpflicht, solche Arbeiten verweigerten, wurden kriegsgerichtlich wegen Gehorsamsverweigerung bestraft. Intellektuelle wurden zu härtester Arbeit in den Häfen, Bergwerken, Steinbrüchen von Nonchamps

(Haute Saône), Montreau-les-Mines, Le Havre, La Pallice usw. herangezogen. Als Löhnung erhielten wir nur zwanzig Centimes im Innern, vierzig Centimes im besetzt gewesenen Gebiet. Bis heute warten wir vergeblich auf die Zahlung unseres Lohnes für die in Souilly, in Candor und anderorts im Kampfgebiet geleistete Arbeit.

Unnötig zu sagen, daß Artikel 7 ebensowenig befolgt wurde. Man müßte daselbe bei jedem Artikel des Haager Abkommens und der Berner Vereinbarung wiederholen. Sie wurden überall und systematisch verletzt.

Aber das schlimmste waren die Mißhandlungen, die wir erlitten haben und von denen man bei Ihnen fast nichts zu wissen scheint. Deshalb gebe ich Ihnen einige Beispiele, deren ich eine gewaltige Ziffer anführen könnte. Ich führe nur an: den Fall des Leutnants Herzog von Vendôme vom 24. Dragoner-Regiment, der die Gefangenen der Lager Sivry und Babelaincourt in geradezu furchtbarer Weise mißhandelt, gepeinigt und gepeitscht hat; dann des Unterleutnants Hanot, Inspektions-Offizier des 7. Korpsbezirks, der gewohnheitsmäßig die deutschen Soldaten mit der Keilpeitsche schlug und ihnen Fußtritte versetzte, und seines würdigen Jüngers, des Sergeanten Bricide, vom Lager Châtillon-le-Duc, der sich auf die grausamsten Roheiten verlegte; des Adjutanten de la Coste vom Arbeitskommando Bergerac (Dordogne), der zu wiederholten Malen seine Leute mit dem Revolver bedrohte und nach dem Muster seines Vorgesetzten Leutnant Ymonet verprügelte; des Hauptmanns Le Rasle, des Kommandanten von Caen, der die Gefangenen beschimpfte und schlug, des Leutnants Filippis vom Lager Carpiagne, der durch seine rohen Mißhandlungen Gefangene schwer verletzte, Verwundete schlug, deutsche Soldaten mit Füßen und Peitsche bearbeitete; des Sergeanten Louis Touvené vom Lager Riom, den die Gefangenen beschuldigen, einen ihrer Kameraden getötet und sich dessen öffentlich gerühmt zu haben; des Leutnants Foudreville von den 7. Jägern zu Pferde, der (in Rouen-St. Aubin) in vielen festgestellten Fällen sich sogar an Kranken und Verwundeten durch Fußtritte, Peitschenhiebe, Stockschläge vergriff; und zahlreiche andere, deren noch nicht vollständiges Verzeichnis Sie in dem Buche „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtliches Material. Frankreich“ (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig) finden. Dies Buch fußt auf amtlichen Angaben, eiblichen Erklärungen, gewissenhafter Nachprüfung. Es enthält hunderte von Fällen, in denen wir die Opfer unerhörter Übergriffe, Marter und Gemeinheiten waren. Es liegen sogar Gefangenenumorde vor. Jawohl, Herr Abgeordneter, Gefangenenumorde. Davon finden sie weitere, nicht minder genau erwiesene Beispiele, in dem Heft „Die deutsche Kriegsführung und das Völkerrecht“ (Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1919), das im Auftrage des Kriegsministeriums und der Deutschen Obersten Heeresleitung herausgegeben worden ist. Diese Organe versichern, daß die deutsche Regierung über hunderte vertrauenswürdiger Zeugenaussagen, Zeugenaussagen hunderter deutscher Soldaten, französischer Soldaten, französischer Zivilisten verfügt, die bündig den Nachweis liefern, daß die Zahl der nach ihrer Gefangennahme getöteten deutschen Kriegsgefangenen 2000 — zweitausend! — weit übersteigt. Es mag genügen, drei Fälle anzuführen: den Massenmord von Zubincourt, wo am 14. September 1914 ein Dragoner-

offizier 21 Gefangene niederschließen ließ, den Massenmord von Somme-Py am 6. Oktober 1915, wo an die zwanzig Offiziere und Mannschaften auf Befehl des französischen Offiziers von Marokkanern niedergemacht wurden, und den Massenmord von Verdun, wo 25 Deutsche am 22. Februar 1916 auf Befehl eines französischen Offiziers niedergeknallt wurden.

Diese Morde, die Grausamkeiten, die Quälereien, die Zustände in El Borondj, in Cander, in Souilly: all das erklärt die Stimmung der ehemaligen Kriegsgefangenen in Frankreich. Denn es gibt kaum einen Kriegsgefangenen in Frankreich, der nicht solche Behandlung erfahren oder zum wenigsten beobachtet hätte, und das gehört zu den Dingen, die man nicht vergißt.

Ich weiß wohl, daß man in Frankreich nicht glauben will, daß wir roh und grausam behandelt worden sind; aber Tatsache ist es trotzdem. Lesen Sie die angeführten Bücher, lesen Sie die Äußerungen eines Amerikaners in dem Buche „Das Elend in den deutschen Gefangenenlagern in Frankreich“ von von Sfra-Bernsky, Otto Wigand, Leipzig), lesen Sie die offensichtlich wahrheitsgemäßen Erklärungen Ihres Kollegen, des Herrn Baillant-Couturier, im „Populaire“ — lesen Sie, und Sie werden nicht mehr von unserem „angenehmen Leben“ in Frankreich reden; Sie werden nicht noch einmal sagen, daß wir keinerlei Grund haben, die Franzosen zu hassen. Man liebt nicht das Volk, das alle Arten von Schikanen und Mißhandlungen ruhig angesehen hat an wehrlosen Kriegsgefangenen, die nur ein Unrecht taten und einen Fehler hatten: sie waren deutsche Soldaten und hatten ihre Pflicht gegenüber ihrem Lande erfüllt, das sie lieben.

Herr Deputierter, Sie sprechen auch von den Rheinländern. Ich bin Rheinländer, und drüben in Frankreich habe ich viele Rheinländer kennen gelernt. Ich glaube erklären zu können, daß unsere frühere Entlassung in die Heimat und Freiheit nicht die von Ihnen gewünschte Wirkung gehabt hätte: eine franzosenfreundliche Bewegung oder eine franzosenfreundliche Stimmung. Selbst wenn zwischen Frankreich und Deutschland nicht die Schranke des Versailler Vertrages stände. Man vergißt nicht jahrelanges Unrecht und Elend um einer kleinen, zu politischen Zwecken dargebotenen Vergünstigung willen; man vergißt nicht das Leid und den Jammer seiner Kameraden und Landsleute in dem Augenblick, in dem man selbst Gegenstand einer besonderen Politik wird. Ach, Herr Deputierter, Sie haben uns ja garnicht begriffen: wir haben um keine Vergünstigungen gebeten, wir haben nur unser Recht verlangt. Man hat es uns verweigert. Man hat uns geantwortet, daß ein Gefangener kein Recht habe, und daß die Abmachungen Papierfetzen seien. Wir haben gefordert, als deutsche Soldaten und als Menschen behandelt zu werden; man hat uns erwidert, daß wir nur Boches sein . . . Welch unfasslicher Irrtum, anzunehmen, daß nach alledem ein Rheinländer franzosenfreundlicher Werbetätigkeit zugänglich sei! Welch gewaltiger Irrtum, Unterschiede und Verschiedenheiten in den vaterländischen Empfindungen der Deutschen rechts und links des Rheines sehen und machen zu können! Man ist Deutscher oder man ist es nicht, die Rheinländer sind's und bleiben's.

Ich lege Wert darauf, Herr Abgeordneter, Ihnen ausdrücklich zu bemerken, daß ich nicht zu denen gehöre und gehörte, nach deren Ansicht die Liebe

zum eigenen Land den Haß gegen andere Länder bedeute. Ich war weder vor dem Kriege noch während des Feldzugs ein Franzosenfresser. Ich habe stets die Klarheit Ihrer Sprache und Ihres Denkens geliebt, Ihre großen Männer geschätzt, die guten Eigenschaften Ihres Stammes gewürdigt. Ich war einer von denen, die auf einen Tag hofften, an dem unsere beiden Völker sich gegenseitig verstehen, ihre alten Gegensätze vergessen, für ein gemeinsames Ideal von Frieden, Arbeit und Kultur, für gemeinsame Interessen zusammengehen würden. Die Erfahrungen meiner Gefangenschaft haben mich gelehrt, daß das eine Illusion war. Von all diesen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft bleiben nur Trümmer, die meinen Glauben an die Menschlichkeit, das Rechtsgesühl, die Zivilisation Ihres Volkes, das mir als eine ritterliche Nation vorgeschwebt hatte, begraben haben. Wenn Sie, Herr Professor, etwas aus diesem Trümmerhaufen retten wollen, dann bestehen Sie darauf, daß den Begehren jener Roheiten, von denen ich sprach und von denen jeder Heimkehrer eine Fülle im Gedächtnis trägt, klar gemacht wird, daß sie Verbrecher sind, die Frankreichs Namen schänden, so hoch sie auch stehen mögen; und sorgen Sie mit Ihrem bekannten Einfluß auf die öffentliche Meinung dafür, daß sofort die Unglücklichen freigegeben werden, die jetzt noch in Ihren Militärgefängnissen festgehalten werden, die Armsten, die Ihre Kriegsgerichte oft aus ganz nichtigen Gründen zu Gefängnis und Zuchthaus verurteilt haben. Vergessen Sie nicht, daß Deutschland alle französischen Kriegsgefangenen einschließlich der gemeinen Verbrecher, unter denen sogar Mörder waren, heimgesandt hat; die Gerechtigkeit verlangt Gegenseitigkeit. Vergessen Sie nicht, daß unter unseren zurückgehaltenen Kameraden viele sind, die wegen Ungehorsams, Arbeitsverweigerung, tätlicher Beleidigung bestraft wurden, Vergehen, die die besonderen Verhältnisse der Kriegsgefangenschaft wenn nicht verzeihlich, doch wenigstens erklärlich machen. Vergessen Sie nicht, daß die erlittenen Leiden der schlimmsten Strafe gleichkommen, und daß jeder dieser Unglücklichen durch sein Elend und seine seelischen Qualen etwaige Vergehen schwer gebüßt hat. Vergessen Sie nicht, daß Artikel 20 des Haager Abkommens die Entlassung der Kriegsgefangenen „binnen kürzester Frist“ nach Friedensschluß festlegt und keine Vorbehalte zuungunsten Verurteilter und Verurteilter macht. Die Bestrafung Ihrer Schuldigen und die Freilassung aller unserer Kameraden — das sind nur Gegenseitigkeitsmaßnahmen; sie sind berechtigt; wir setzen ihrer Anwendung entgegen. Weigert sich Frankreich, die erforderlichen Schritte gegen unsere Peiniger zu unternehmen, dann erklärt es sich mit ihnen solidarisch. Verweigert es die Entlassung der Zurückgehaltenen, dann schafft es einen Grund mehr für die Berechtigung unserer Stimmung. In beiden Fällen wird es die Bitterkeit und den Groll erhöhen, die Sie als die Gefühle der entlassenen Kriegsgefangenen festgestellt haben.“

So schrieb ich an Herrn Barrès.

Und nun noch wenige Worte über die Punkte, die ich in meinem Brief an den französischen Politiker nicht berühren zu müssen glaubte, die aber in Deutschland der Erörterung wert sein könnten: unsere Heimkehr, unsere Aufnahme, unsere Haltung.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Herr Engerand sich täuscht, wenn er die Freude der Rückkehrenden als allzu gedämpft, ihre Stimmung als frostig empfand. Er ist eben Franzose und hatte deshalb Ausbrüche erwartet, die dem ruhigen deutschen Temperament nicht gemäß sind. Wohl mag die Haltung der Wiedergekommenen zurückhaltender gewesen sein und ihr Jubel lautloser, als sie es selbst wünschten. Aber man darf vielleicht daran erinnern, daß wir bis zur Ankunft unter französischem Befehl standen und daß uns jede Kundgebung, sogar jeder Gesang bei Strafe der Rücksendung verboten war. Wie oft war uns diese Verfügung vorgelesen worden! Wer wollte sich der Gefahr aussetzen, kurz vorm Ziel umkehren zu müssen? Da nahm man sich eben zusammen und beherrschte seine Empfindungen, wie man es in all den Jahren hatte tun müssen. Wir unterdrückten die Nase und die Lieder, die sich auf die Lippen drängten. Wir wußten ja: es bedurfte keiner Kundgebung, um zu zeigen, wie tief die Freude unser Herz packte, daß wir endlich, endlich in der Heimat, in der Freiheit waren. Es gibt eine Freude, die Jubeln und Jauchzen entwirft. Herr Engerand hat nur gelauscht; hätte er gesehen — er hätte Tränen sehen können bei Männern, denen aller Jammer und alles Elend keine Träne entlockt hatte. Man muß vielleicht Deutscher sein, um das zu verstehen. Man muß vielleicht selbst lange, bange Monate in der Verbannung und in der Knechtschaft gewesen sein, um sich so der Heimat und der Freiheit freuen zu können wie wir, auch wenn wir nicht Hurra brüllten und nicht „Madelon“ sangen, was die Franzosen sicherlich bei dieser (wie bei jeder) Gelegenheit getan hätten.

Und auch Herr Barrès irrt, wenn er uns als Träger revolutionärer Stimmungen entlarvt. Daß wir drüben bisweilen über Gott und die Welt geschimpft, alle Regierungen der Erde verwünscht und uns durch wilde Redensarten über unser brennendes Heimweh hinwegzutäuschen versucht haben: das ist gewiß richtig. Aber ebenso sicher ist, daß wir im innersten Winkel unserer gefangenschaftsverhärteten Herzen nie der Heimat die Schmach angetan haben zu glauben, sie habe uns vergessen. Wir haben damals, da uns nicht nur deutsche, sondern auch französische Zeitungen verboten waren, nicht gewußt, was wir heute wissen: wie alles daheim sich um uns gehärmt und für uns gekämpft hat. Aber gewußt haben wir doch, daß sie uns nicht vergessen hatten, unsere Lieben, denen unser Denken bei Tage und unser Träumen bei Nacht galt, unsere Heimat, von der wir in der Ferne so recht gemerkt haben, wie lieb wir sie eigentlich haben, das deutsche Volk und Vaterland, für das gestritten und gelitten zu haben auch unser Trost und unser Stolz war. Und wenn es Schwache unter uns gegeben hat, die zweifeln und gar verzweifeln wollten: als Heimatlaute sie grüßten, als Heimatluft sie umwehte, da fühlten sie: man hat uns die Treue gehalten. Revolutionäre Stimmungen? Glaubt Herr Barrès im Ernst, daß wir uns nach der Heimat mit allen Fasern und Nerven des Seins gesehnt haben, um uns hier gegenseitig die Köpfe blutig zu schlagen? Dann geht er in der Irre. Wir haben da drüben in bitteren, in furchtbaren Stunden das eine wenigstens gelernt, daß es kein höheres Glück gibt, als Arbeit in der Freiheit und im Vaterland. Und auch das andere hat sich bei uns durchgerungen: die Erkenntnis, daß es keinen Gegensatz der Herkunft, der Partei, der Weltanschauung gibt, der stärker wäre als das Bewußtsein der nationalen Solidarität. Und als letztes bringens

wir aus der Gefangenschaft das Wissen von der Überwindbarkeit aller Hindernisse durch die Treue, die unser Volk und seine gefangenen Söhne sich in Fährden in Nöten gewahrt haben und von der man noch singen und sagen wird, wenn die Weltgeschichte längst über den Vertrag von Versailles zur Tagesordnung übergegangen sein wird. Das sind, denke ich, keine revolutionären Fermente, sondern Elemente des Wiederaufbaues. Man wird die begreiflichen und berechtigten Wünsche der Kriegsgefangenen, die aus der Anerkennung ihrer soldatischen Pflichterfüllung und ihres im Dienste des Vaterlandes erlittenen Unglücks auch die materiellen Folgen zum Zwecke ihrer schnelleren Wiedereingliederung in das heimische Wirtschaftsleben gezogen sehen möchten, sicherlich ohne Kleinlichkeit erfüllen und damit ihre Freude stärken, endlich in geordneten Verhältnissen für ihre Zukunft schaffen zu dürfen. So werden die, die nicht für ihr Volk fielen, für ihr Volk leben. Darüber kann Herr Barrès unbesorgt sein.



Weltspiegel

Die revolutionäre Bewegung in Frankreich. Die im Anschluß an die Maifeier ausgebrochenen Streiks in Frankreich sind keine Lohnstreiks, sondern ausgesprochenenmaßen politische, revolutionäre Streiks. Soviel steht fest. Weniger klar ist dagegen das Ziel dieser revolutionären Bewegung. Um dies zu verstehen, muß man sich stets gegenwärtig halten, daß in Frankreich Gewerkschaften und Sozialistenpartei viel stärker von einander getrennt sind als bei uns in Deutschland. Und daß die französische sogenannte unifizierte sozialistische Partei nur durch den Zwang der Not zusammengehalten wird, in Wirklichkeit aber viel stärkere Gegensätze aufweist, als bei uns zwischen Mehrheitssozialisten und Unabhängigen bestehen. Hinzu kommt, daß der Franzose, namentlich soweit er innerhalb der Oppositionsparteien steht, eine Parteidisziplin lange nicht in dem Maße anerkennt wie der Deutsche, ferner daß das natürliche Mißtrauen des Gewerkschaftsarbeiters gegen den parlamentarischen Genossen viel stärker ist als bei uns. Und endlich, daß die sozialistische Partei, die während des Krieges zwar viele Anhänger verloren, seit dem Waffenstillstand aber sehr bedeutend an Anhängern gewonnen hat, sich auf politisch gänzlich ungeschulte und daher leicht den Sirenenliedern der Extremisten verfallende Elemente stützen muß. Es kann daher kaum wundernehmen, daß die augenblickliche Bewegung außerordentlich verschiedene Programme zutage gefördert hat. So hat der allgemeine Arbeitsbund, die Confédération générale du Travail, abgekürzt C. G. T., gefordert: Bildung eines nationalen Wirtschaftsrates zur Reorganisation der Produktion, Bildung eines internationalen Konsortiums zur Verteilung der Rohstoffe, Bildung einer internationalen Flotte unter der Kontrolle des Völkerbundes zur Sicherung der gleichmäßigen Verpflegung aller Länder, Reorganisation der Eisenbahnen, Aufbau der zerstörten Gebiete nach einem einheitlich konzipierten Wirtschaftspläne, internationale Verteilung der Kriegslasten, wirtschaftliche Verständigung unter allen Mächten auf der Basis genossenschaftlicher Zusammenarbeit, Einstellung der kolonialen Expeditionen (in Kleinasien und Syrien). Das Programm der Sozialistenpartei dagegen enthält nur fünf Punkte: Volle Amnestie, Ausdehnung des Syndikatsrechtes auf alle Beamten, Friede mit Sowjetrußland, allgemeine Entwaffnung, Sozialisierung der Produktions- und Austauschmittel. Der Seine-Verband der Partei hat wiederum ein besonderes